

Presseinformation



ARCHÄOLOGIE IM RHEINLAND. IM TOD UNSTERBLICH

1. März - 20. August 2023

Ihre Ansprechpersonen:

[Jens Schubert](#)
Landschaftsverband Rheinland
LVR-Amt für Bodendenkmalpflege im Rheinland
Tel. 0228 9834-126
Mail jens.schubert@lvr.de

Stephanie Müller
Landschaftsverband Rheinland
LVR-LandesMuseum Bonn
Tel. 0228 2070-244
Mail stephanie.mueller@lvr.de

FÖRDERUNG

Die Ausstellung wurde finanziert mit Mitteln des Ministeriums für Heimat, Kommunales, Bau und Digitalisierung des Landes Nordrhein-Westfalen.

Ministerium für Heimat, Kommunales,
Bau und Digitalisierung
des Landes Nordrhein-Westfalen



AUSSTELLUNGSTEXTE

Zum Leben gehört der Tod. Durch alle Zeiten, Kulturen und Glaubensgemeinschaften sind unterschiedliche Jenseitsvorstellungen mit dem Tod verbunden. Allen gemein ist ein besonderer Umgang mit den Verstorbenen. Die feierliche oder rituelle Beisetzung ist Bestandteil menschlicher Kultur und Zeichen der Wertschätzung gegenüber den Verstorbenen. Gräber und Friedhöfe sind damit Ausdruck sozialer Verbundenheit. Sie sind Erinnerungsorte, gestalten den Raum und sind teilweise bis heute prägende Elemente der Kulturlandschaft.

Die Ausstellung zeigt, wie menschliche Gemeinschaften im Rheinland im Lauf der Jahrtausende mit ihren Toten umgingen und welche Rückschlüsse Archäologinnen und Archäologen heute hieraus ziehen. Die Grundlage dafür bilden Ausgrabungen und Auswertungen der letzten Jahre. Gräber sind in allen Epochen eine wichtige Quelle für die Archäologie. Der älteste und wohl bekannteste Tote des Rheinlandes ist der Neandertaler. Insgesamt aber sind Gräber aus der Zeit als die Menschen noch umherzogen, jagten und sammelten sehr selten. Erst als die Menschen am Beginn der Jungsteinzeit vor rund 7300 Jahren sesshaft wurden, nimmt die Häufigkeit von Bestattungen zu.

Ab dieser Zeit vermitteln Gräber durch regelhafte Bestattungssitten umfängliche Informationen. Eine wichtige Stellung kommt den Gegenständen zu, die den Verstorbenen mit ins Grab gegeben wurden. Nicht weniger bedeutend als die Beigaben sind Grabform und Grabbau, die Lage innerhalb des Gräberfeldes oder Friedhofs und die Art der Beisetzung. Alle Informationen erlauben zusammengenommen Aussagen zur Zeitstellung, zur materiellen sowie geistigen Kultur, zu Glaubensvorstellungen, Riten, sozialer Stellung und sozialen Gruppen.

Auch die menschlichen Überreste können zum Teil noch heute Auskunft über die Bestatteten geben: So sind Geschlecht und Alter bestimmbar. Knochen und Zähne können Umwelt- und Lebensbedingungen anzeigen, die sich beispielsweise in Mangelerscheinungen, Krankheiten oder Verletzungen manifestieren. Manchmal lassen sich sogar Herkunft oder verwandtschaftliche Beziehungen ermitteln.

Gräber spiegeln jedoch nicht 1:1 das Leben der Verstorbenen wider. Erst ihre differenzierte Betrachtung erlaubt Aussagen zu einzelnen Personen, gesellschaftlichen Zusammenhängen und unterschiedlichen Aspekten menschlichen Lebens.

Jungsteinzeit

Erste Bauern – erste Gräberfelder

Vor rund 7300 Jahren begannen die Menschen im Rheinland sesshaft zu werden. Sie wurden Bauern und lebten in Dörfern. Ihre Toten bestatteten sie in Gräberfeldern außerhalb der Siedlungen. Die Zahl der heute bekannten Gräberfelder ist jedoch weit geringer als die der Siedlungen.

Zu dieser Zeit war die Körperbestattung üblich. Der Leichnam wurde mit angewinkelten Beinen auf der Seite liegend in die Grabgrube gebettet. Den Verstorbenen gaben die Hinterbliebenen Gegenstände des täglichen Bedarfs mit ins Grab: Tongefäße, Steinwerkzeuge und -waffen, aber auch Schmuck und Kultobjekte. Funde von Tierknochen belegen die Beigabe von Fleisch, möglicherweise als Totenspeise oder Teil eines Rituals.

Zumeist sind die Knochen der Toten aufgrund der kalkarmen Böden im Rheinland vergangen oder sehr schlecht erhalten. Eine Ausnahme bildet das Gräberfeld von Düren-Arnoldsweler. Hier lassen die menschlichen Überreste Aussagen zu Alter, Geschlecht oder Gesundheitszustand eines größeren Personenkreises zu. Damit treten uns erstmalig im Rheinland einzelne Individuen einer Siedlungsgemeinschaft gegenüber.

Für die nachfolgenden jungsteinzeitlichen Zeitabschnitte ist die Überlieferung schlecht: Vom Ende der Jungsteinzeit vor etwa 4200 Jahren kennen wir nur wenige, locker in der rheinischen Landschaft verteilte Einzelgräber. Manche davon waren mit Grabhügeln versehen. Auffällig ist die nun unterschiedliche Positionierung von männlichen und weiblichen Verstorbenen im Grab. Dies betrifft nicht nur die Seite, auf der die weiterhin in Hockerlage beigesetzten Toten gebettet wurden, sondern auch die Himmelsrichtung, in die sie blickten. Unter den wenigen Beigaben sind die becherförmigen Tongefäße typisch.

Der Bogenschütze aus Rheinbach

Wohl fernab seines Geburtsortes verstarb ein etwa 40 Jahre alter Mann in der späten Jungsteinzeit zwischen 2336 und 2135 v. Chr. Die Trauernden setzten ihn zeittypisch mit angewinkelten Beinen auf der linken Seite liegend bei. Sein Kopf lag im Norden. Mit ins Grab gab man ihm zwei Feuersteingeräte – ein Messer und einen Dolch in Miniaturform –, die vermutlich mit hölzernen Griffen versehen waren. Ein tönerner Glockenbecher stand zu Füßen des Toten. Das Skelett des Bestatteten lässt darauf schließen, dass der 1,69 m große Mann gesund war. Lediglich Karies scheint ihn geplagt zu haben. Auffällig ist ein Wulst am linken Unterarmknochen. Er geht vermutlich auf einen oder mehrere Blutergüsse im Weichgewebe zurück. Eine dauerhafte Belastung durch die zurückschnellende Sehne eines Bogens könnte diese Veränderung des Knochens verursacht haben.

Es ist anzunehmen, dass der Mann die typische Waffe seiner Zeit besaß und Bogenschütze war. Eine Armschutzplatte, wie sie aus anderen zeitgleichen Gräbern bekannt ist, besaß der Mann offenbar nicht. Analysen an den Zähnen zeigen, dass der hier Beigesetzte nicht sein ganzes Leben auf den fruchtbaren Böden bei Rheinbach verbracht hat. Gerade für diesen späten Abschnitt der Jungsteinzeit (ca. 2500 bis 2000 v. Chr.), in dem der Bogenschütze lebte, wird eine hohe Mobilität angenommen.

Bronze- und Eisenzeit

Gräber prägen die Landschaft

In den Metallzeiten (2150 bis um Chr. Geburt) bestatteten die Menschen ihre Toten in Gräberfeldern, die zuvor nicht gekannte Ausmaße annehmen konnten. Die Sitte der Körperbestattung wurde in der Bronzezeit (2150 bis 800 v. Chr.) zunächst beibehalten. Erst gegen Ende dieser Epoche begannen die Menschen, ihre Verstorbenen zu verbrennen. Sehr bald wurde dies zur vorherrschenden Bestattungsform, was eine Vielzahl von Brandgräbern aus der späten Bronze- sowie frühen und mittleren Eisenzeit (1200 bis 450 v. Chr.) belegt. Ungewöhnlich sind wenige Körpergräber in der späten Eisenzeit (450 v. Chr. bis um Chr. Geburt), die neben den Brandbestattungen vorkommen.

Die Brandgräber waren meist einfache Erdgräber, konnten aber auch von einem Hügel überschüttet sein. Nach der Verbrennung der Toten wurde der sog. Leichenbrand üblicherweise aufgesammelt und in einem Behältnis beigesetzt. Dazu dienten tönernerne

Urnen, die mit einer Schale bedeckt sein konnten, aber auch Textilien oder hölzerne Kästchen. Ins Jenseits wurden den Verstorbenen Gefäße und Speisen, seltener Bronzegegenstände mitgegeben. Einzelne Gräber heben sich durch aufwändigere Ausstattungen, z. B. mit Schmuck, ab.

Die Gräberfelder waren mit ihren Grabhügeln und enormen Ausmaßen weithin sichtbar und landschaftsprägend. So erstreckten sich in Inden weit mehr als 1000 Bestattungen auf einer Fläche von 32 ha (ca. 45 Fußballfelder). Der Bestattungsort von Erftstadt-Erp könnte ebenso so groß gewesen sein. Das von etwa 1200 v. Chr. bis 14 n. Chr. genutzte Gräberfeld von Bergheim-Paffendorf umfasst 8 ha Fläche und 425 Gräber. 55 Umfriedungen zeugen von runden Grabhügeln und Langhügeln unterschiedlicher Größe.

Eine Amazone aus Weeze?

Zwei außergewöhnliche Beisetzungen fanden im 4. Jahrhundert v. Chr. in Weeze-Knappeide statt. Beide Tote hatte man mitsamt der Beigaben verbrannt und den Leichenbrand in eine Grabgrube geschüttet. Dann wurden Fleisch von Rindern und Schweinen sowie je eine Schale mit ins Grab gegeben. Hinzu kamen tönernerne Schleudergeschosse, sechs in einem, 21 im anderen Grab.

Diese in Gewicht, Länge und Form ähnliche vorgeschichtliche „Munition“ gehörte zu einer Schlaufenschleuder. Geschosse und Schleudern waren einfach herzustellen und leicht zu transportieren. Von Caesar wird die Schleuder aus Bast, Wolle oder Leder als charakteristische Waffe der Kelten bezeichnet und schon in der Bibel besiegt David Goliath mit einer Schleuder.

Die Schleudergeschosse weisen auf eine Beteiligung der Verstorbenen an der Jagd oder an Kämpfen hin. Der Gedanke, in den Bestatteten Männer zu sehen, liegt nahe. Doch während das Geschlecht der 34 Jahre alten Person unbestimmbar bleibt, handelt es sich im zweiten Grab aus Weeze um eine 48 Jahre alte Frau. Auch in den anderen vier bekannten Gräbern mit Schleudergeschossen im Rheinland sind Erwachsene beigesetzt – darunter eine Frau. Schleudergeschosse waren demnach keine typisch männliche Waffe, auch Frauen wussten damit umzugehen.

Der Geköpfte aus Kuchenheim

Am Ende der Eisenzeit (150 v. Chr. bis um Chr. Geburt) wurden in Kuchenheim in einem Grab drei Tote niedergelegt. Als Körpergrab mit mehreren Bestatteten stellt es eine Besonderheit aus dieser Zeit im Rheinland dar.

Hauptperson war ein 25 bis 30-jähriger Krieger mit stabilem Knochenbau und für die Zeit recht großen 1,70 m. Belastungsspuren des rechten Armes zeigen, dass er schon früh begann, ein Schwert zu führen; möglicherweise das Schwert, das zu seiner Rechten lag. Gürtelreste sowie eine Fibel (Gewandschließe) sind die letzten Spuren seiner Kleidung.

Rechts neben ihm wurde ein 20 bis 25 Jahre alter Mann beigesetzt. Geplant war diese zweite Bestattung wohl nicht, denn der Jüngere wurde mit dem Rücken gegen die Grabwand und auf das Schwert gelegt. Beide Tote zeigen keine Anzeichen von schweren Krankheiten oder Gewalteinwirkung.

Zwischen den Köpfen der Männer lag ein einzelner Schädel. Es ist der Kopf eines 20 bis 30 Jahre alten Mannes. Warum nur der Kopf mit ins Grab kam, wissen wir nicht. War es vielleicht eine Trophäe oder waren die Männer verwandt? Stammten sie von hier oder

vielleicht aus dem französischen Raum, worauf das im Rheinland einzigartige Schwert verweist? Antworten können vielleicht die Ergebnisse der genetischen Analysen geben.

Römische Kaiserzeit

Gräber entlang der Straße

Aus der römischen Epoche ist im Rheinland eine Vielzahl an Gräbern und Gräberfeldern bekannt. Sie säumten gut sichtbar die Ausfallstraßen von Städten, Dörfern und Militärlagern, da sie gemäß Gesetz nicht innerhalb der Siedlungen liegen durften. Ihre prominente Lage ist Ausdruck der damaligen Jenseitsvorstellung: Die Verstorbenen sollten im Gedächtnis der Nachwelt weiterleben.

Die Menschen pflegten weiterhin die Sitte der Brandbestattung. Die Verstorbenen wurden auf Verbrennungsplätzen eingeäschert. Den aufgesammelten Leichenbrand deponierte man in Urnen, Kisten oder Tüchern im Grab. Nur beim sog. bustum wurde der Scheiterhaufen direkt über der Grabgrube errichtet und die verbrannten Überreste fielen hinein. Erst im 3. Jahrhundert dominierte allmählich die Körperbestattung: Die Leichname wurden umhüllt von Tüchern, in Särgen oder in Sarkophagen beigesetzt.

Die verbrannten oder unverbrannten Beigaben, die den Verstorbenen mitgegeben wurden, waren häufig Gefäße und Speisen, die auch eine wichtige Rolle im Totenritual spielten. Hinzu kamen persönliche Gegenstände und Schmuck, aber z. B. auch Spiele.

Üblicherweise markierten Grabsteine oder -stelen die Gräber. Bestattungen der Oberschicht konnten aufwändig gestaltete Grabbauten besitzen. Gräber konnten auch überhügelt oder häufiger eingefriedet sein. Im Gräberfeld von Tönisvorst-Vorst ließen sich zahlreiche Einfriedungen nachweisen. Die Bewohner mehrerer Höfe setzten hier gemeinsam von der Mitte des 1. bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts ihre Verstorbenen bei.

Die Priesterin aus Borschemich

Mit nur 32 Jahren wurde eine Frau in Erkelenz-Borschemich zu Grabe getragen. Da religiöse Glaubensvorstellungen im Leben der Verstorbenen eine wichtige Rolle spielten, hatten die Angehörigen einen besonderen Bestattungsort ausgewählt: ein Landheiligtum auf dem Areal ihrer Villa. Die Tote wurde hier in golddurchwirkten Gewändern auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Über ihrem Grab errichtete man einen hölzernen, tempelartigen Grabbau, der mit Asche aus ihrem Grab geweiht wurde. Zuvor legten ihr die Familie oder nahestehende Personen teils einzigartige Beigaben mit ins Grab, darunter einen goldenen Fingerring und einen eisernen faltstuhlförmigen Stuhl. Ebenso durften die in ihrem Leben so wichtigen kultischen Objekte nicht fehlen: eine Schale aus dem Halbedelstein Chalzedon für Trankopfer und eine Griffschale aus Bernstein für Räucherwerk. Letztere lag in einem Holzkästchen mit Darstellungen der römischen Gottheiten Mars, Apollo, Diana, Minerva, Juno und Sol, aber auch zweier Götter eines stark ägyptisch geprägten Mysterienkultes: Serapis und Hermanubis. Als Gottheit wurde hier wohl Sol-Serapis verehrt und dies – wie in derartigen Kulte üblich – in geheimen Kultvereinen. Die hier im frühen 2. Jahrhundert beigesetzte Frau sollte auch über den Tod hinaus als Priesterin dieses stark jenseitsbezogenen Kultes erkennbar sein.

Der mobile Thron

Die besondere Stellung der Priesterin von Erkelenz-Borschemich und die exquisite Ausstattung ihres Grabes werden durch den eisernen faltstuhlförmigen Stuhl, der zusammengeklappt

beigegeben war, unterstrichen. faltstühle gelten als Ausstattungsmerkmal von Gräbern der römischen Oberschicht. Das hier gefundene Exemplar ist jedoch als Unikat ausgeführt.

Der faltstuhl weicht durch die vorhandene rückenlehne, die armlehnen und die konstruktion von allen bekannten beispielen ab. Statt der üblichen x-förmig gekreuzten stuhlbeine, die sich über ein mittelscharnier einfach auf- und zusammenfallen lassen, verfügt der stuhl über einen laufscharniermechanismus. Dieser ist von faltbaren tischgestellen bekannt, nicht aber von faltstühlen. Hier verfügt der stuhl über vier überkreuz verbundene strebenpaare. An den oberen enden sind sie an den beinen befestigt, an den unteren enden sind sie mit laufscharnieren verbunden. Die manschettenartigen scharniere lassen sich hinauf- und hinabziehen, um den stuhl auf- bzw. zusammenzufallen. Ebenso ist die rückenlehne konstruiert. Diese läßt sich zudem um 180° hinauf- und hinabfallen.

Dieses fundstück aus dem grab der priesterin ist nicht nur ein mobiles sitzmöbel, sondern auch zeichen von amt und status der verstorbenen. Ihrer stellung gemäß konnte sie auf diesem stuhl thronen.

Ein Magier in Tüddern?

Nicht gerade bester gesundheit erfreute sich ein 40 bis 60 Jahre alter mann, der um die mitte des 3. jahrhunderts verstarb. Er litt an einer kieferhöhlenentzündung und einer schweren knochenhautentzündung des schienbeins, die aber wohl nicht zum tode führten. Seine sterblichen überreste wurden nach der einäscherung in einem grab an einer straße nahe der römischen siedlung von selfkant-tüddern beigesetzt. Die angehörigen statteten den verstorbenen mit zum teil ungewöhnlichen gegenständen aus. Dazu zählen ein lindenholzkästchen mit glasfläschchen für öle und salben – untypische beigaben für einen mann. Daneben lagen eine blechbüchse mit knochengeräten und ein klappmesser mit griff in tierform. Ein 24 cm langes glasröhrchen eignete sich zum dosieren von flüssigkeiten.

Im besitz des verstorbenen war auch eine antiquität: eine zu damaliger zeit bereits 4000 jahre alte beilklinge aus jadeitit. Als *ceraunia* („Donnerkeile“) wurde diesen steinbeilen magische wirkung zugesprochen. Nach Plinius dem Älteren, einem römischen gelehrten, waren sie bei magiern begehrt. Magische bedeutung kommt auch dem in griechisch beschrifteten goldenen amulett-täfelchen zu. Die nennung eines dämons, zweier erzväter israels und vier der sieben erengel spricht für einen schutzzauber, der den verstorbenen im jenseits behüten sollte.

Zweifellos hantierte der mann zu lebzeiten mit flüssigkeiten. Ob er zaubertränke braute oder andere wohltuende oder wohlriechende essenzen, wissen wir nicht.

Die Schöne aus Zülpich

Kein langes leben war einer jungen frau aus dem römischen Tolbiacum (Zülpich) vergönnt: Sie verstarb im alter von 25 bis 30 jahren. Ihre letzte ruhe fand sie in der nähe des landgutes ihrer familie.

Die tote wurde in einen sarkophag gebettet und die angehörigen statteten sie mit zahlreichen beigaben aus. Hierbei sollte es ihr – wie zu lebzeiten – an kosmetika und schmuck nicht fehlen. Drei glasflaschen und ein metallgefäß enthielten einst duftstoffe und öle, eine schminkplatte mit spatel diente zum bereiten und auftragen von make-up, ein kamm zur haarpflege. Nadeln hielten das aufgesteckte haar. Man vergaß auch nicht

den Spiegel für einen letzten prüfenden Blick auf Frisur und Schminke. Ihr sicherlich perfektes Outfit zu Lebzeiten wird durch ihren Schmuck unterstrichen, darunter ein Set aus Gagat mit langer Kette, Anhängern und drei Fingerringen. Eine sehr persönliche Beigabe ist das in einem Frauengrab ungewöhnliche Klappmesser. Möglicherweise war es ein Erinnerungsstück, vielleicht hatte es auch der Ehemann der Verstorbenen mit ins Grab gegeben.

Die Bestattung aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts zeichnet das Bild einer jungen Frau aus wohlhabendem Haus, die Wert auf ihr Äußeres legte. Ihre liebevollen Angehörigen trugen Sorge, dass ihre Schönheit auch im Jenseits überdauerte.

Vom Kaiser zum Gott

Wie die Zeremonie für verstorbene Kaiser in römischer Zeit aussah, überliefert uns Herodian, ein römischer Geschichtsschreiber.

Nach der Einäscherung und Bestattung wurde vom verstorbenen Kaiser ein Wachsabbild erstellt, das man für eine Woche öffentlich aufbahrte. Senats- und Familienmitglieder saßen an dessen Seite. Ärzte begutachteten den wächsernen „Sterbenden“ und stellten schließlich den Tod fest. Daran schloss sich eine aufwändige Begräbniszeremonie mit Leichenumzug und Trauerfeier an. Nach dem feierlichen Umzug um einen turmartigen Scheiterhaufen mit dem Wachsabbild des Kaisers wurde dieser von seinem Nachfolger in Brand gesetzt. Von der Spitze ließ man einen Adler aufsteigen – der verstorbene Kaiser war vergöttlicht. Mit dem Fund einer Münze nahe Jülich besitzen wir von einer solchen Zeremonie ein einzigartiges Bildzeugnis aus dem Rheinland. Kaiser Caracalla und sein Bruder Geta ließen den Sesterz 211 n. Chr. zu Ehren der Vergöttlichung ihres verstorbenen Vaters Septimius Severus prägen. Die Münze zeigt dessen Portrait und die Umschrift „Dem göttlichen Septimius Severus Pius“ (DIVO SEPTIMIO SEVERO PIO). Nach dessen Tod in York wurde er dort verbrannt und die parfümierte Asche in einer Alabasterurne nach Rom gebracht. Hier begannen die Feierlichkeiten in der oben beschriebenen Form. Davon zeugt ein mehrere Stockwerke hoher, mit Statuen verzierter und mit Tüchern verhängter Scheiterhaufen auf der Rückseite der Münze. Die Umschrift lautet CONSECRATIO, und nimmt damit Bezug auf die Vergöttlichung (Apotheose) des verstorbenen Kaisers. Für den Nachfolger war die consecratio, die vom Senat genehmigt werden musste, ein wichtiger Teil der Herrschaftslegitimation. Damit stieg er selbst zum Sohn eines Gottes auf.

Mittelalter

Gräber in Reihen

Im Frühen Mittelalter (450–900) nutzten die neuen fränkischen Siedler bestehende Gräberfelder im Umfeld römischer Städte und Militärlager weiter. Zumeist legten sie jedoch neue Bestattungsplätze außerhalb ihrer Siedlungen an. Diese wuchsen zu Gräberfeldern von oft mehreren hundert Bestattungen heran, wie beim Beispiel von Rommerskirchen-Eckum: 471 Gräber wurden hier ab der zweiten Hälfte des 5. bis ins frühe 8. Jahrhundert in den für diese Zeit typischen regelmäßigen Reihen angelegt.

Auf dem Rücken liegend wurden die Leichname in Holzsärgen, seltener in Steinplatten- und Trockenmauergräbern bestattet. Holzkammergräber waren sozial herausgehobenen Personen vorbehalten. Die Gräber waren markiert, einzelne durch Grabhügel hervorgehoben.

Für die Beisetzung kleidete man die Toten in ihre zu Lebzeiten getragenen Gewänder. Davon zeugen meist nur noch metallene Accessoires wie Gürtelbeschläge und Fibeln (Gewandschließen). Den Verstorbenen gab man persönliche Besitztümer mit ins Grab: Frauen oftmals Schmuck, Männern Teile der Waffen- und Reitausrüstung. Hinzu kamen Ton-, seltener Glasgefäße sowie Geräte wie Messer, Scheren, Kämme. Sozial höher gestellte Personen stattete man zudem mit Holzeimern, Bronzegefäßen, besonderen Gläsern und Holzkästchen aus.

Mit zunehmender Christianisierung im fortgeschrittenen Frühmittelalter endeten die Reihengräberfelder um die Mitte des 8. Jahrhunderts. Es wurde üblich, die Toten weitgehend beigabenlos auf Kirchhöfen innerhalb der Siedlungen – also bei den Lebenden – beizusetzen.

Der Krieger aus Beuel

In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts verstarb ein Mann vornehmen Standes im Alter von über 40 Jahren. Er wurde auf einem Gräberfeld im heutigen Bonn-Beuel beigesetzt. Seine Familie und Gefolgschaft ließen eine hölzerne Grabkammer für ihn errichten. Sie betteten den Verstorbenen in einen hölzernen Sarg an der Nordwand der Kammer.

Der mit 1,74 m Größe stattliche Mann wurde mit einer vollständigen Waffenausrüstung beigesetzt: Über seinen bekleideten Körper legte man ihm die beiden zeittypischen Schwerter, Spatha und Sax, mit zugehörigen Tragegurten an. Pfeile und Lanzen sowie eine Axt waren neben ihm in der Kammer niedergelegt worden. Der hölzerne Schild lag wohl auf dem Sarg oder stand zwischen diesem und der Kammerwand.

Neben den Waffen symbolisieren weitere Beigaben den hohen Status des Mannes: Ein Metallgefäß mit Kamm und Schere dienten der Körperpflege, ein Eimer zum Ausschank von Bier und ein gläsernes Trinkhorn als Gefäße bei Banketten. Diese Beigaben wurden im Südteil der Kammer deponiert, wo sich auffällig leere Flächen befanden. Möglicherweise standen hier weitere Gegenstände aus Holz oder Flechtwerk, wie Gefäße, Körbe oder auch Mobiliar. Sie sind ebenso vergangen wie die übrigen organischen Bestandteile der Beisetzung. Kammer und Sarg, die Griffe der Waffen, der eigentliche Holzschild und der Eimer waren nur noch über Verfärbungen im Boden oder Metallbeschläge nachweisbar.

Neuzeit

Friedhöfe in und vor den Orten

Die Grabsitten der Neuzeit sind im Rheinland stark vom Christentum geprägt. In mittelalterlicher Tradition wurden die Körper der Verstorbenen auf den geweihten Plätzen, zunächst häufig im unmittelbaren Umfeld der Kirchen, bestattet.

Ab dem 17. Jahrhundert wurden die Verstorbenen meist in Särgen und nur noch selten in Leichentüchern beigesetzt. Viele Friedhöfe im Bereich der Kirchen waren mit der Zeit überbelegt, sodass es zur Umbettung älterer Gräber kam. Die Gebeine legte man in größeren Gruben nahe der Kirchenmauer oder in sog. Beinhäusern nieder. Mit der Reformation begann man, den Bestattungsort von der Kirche zu trennen. Riesige, teils nicht christliche Friedhöfe entstanden vor den Toren der Städte, wie z. B. der Kölner Melatenfriedhof.

Obwohl Christen beigabenlos bestattet werden sollten, finden sich bis heute immer wieder Beigaben in den Gräbern, wie im Friedhof von Garzweiler. Dies können glaubensbezogene Gegenstände, wie Rosenkränze, aber auch persönliche Objekte, wie ein Tabakbeutel, sein.

Parallel zum Christentum werden in der Neuzeit auch andere Glaubensgemeinschaften größer und verfügen über eigene Bestattungsplätze. Jüdische Friedhöfe können vereinzelt schon seit dem Mittelalter bestehen. Da im Judentum das ewige Ruherecht gilt, dürfen diese Gräber nicht angetastet und umgebettet werden.

Im 20. Jahrhundert ist ein immer stärkerer Wandel der religiösen Vorstellungen und der daraus resultierenden Bestattungssitten festzustellen. Diese Entwicklung führte zu einem Anstieg der Urnenbestattung auf heute über 75 %. Auch das Beisetzen abseits der Friedhöfe wird immer beliebter, sodass stetig mehr Friedwälder, aber auch Gebiete auf See, als Bestattungsplätze fungieren.

Ewige Ruhe?

Die Ausstellung „Archäologie im Rheinland – Im Tod unsterblich“ zeigt, welche umfassenden Erkenntnisse wir aus Gräbern gewinnen können. Gräber gewähren uns Einblicke in Leben und Tod von Menschen früherer Jahrhunderte; sie verraten uns vieles über gesellschaftliche Strukturen und religiöse Vorstellungen.

Doch jedes Grab ist auch der Ort, an dem ein Mensch nach dem Tod seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Stören wir mit unseren Untersuchungen diese „ewige Ruhe“? Wie wollen und wie dürfen wir als Archäolog*innen, Restaurator*innen, Naturwissenschaftler*innen und Ausstellungsmacher*innen damit umgehen, dass wir es mit sterblichen Überresten von Menschen zu tun haben, auch wenn sie vor sehr langer Zeit lebten? Diese Frage begleitet die Arbeit mit Grabfunden. Ein respektvoller Umgang – von der Ausgrabung über die Erforschung bis zur Ausstellung – ist für uns ein ethisches Gebot.

Der respektvolle Umgang mit menschlichen Überresten beginnt bereits mit deren Entdeckung und Freilegung. Er bestimmt in der Folge auch deren Erforschung. Die wissenschaftliche Analyse liefert viele wichtige Erkenntnisse, bedeutet aber auch, dass beispielsweise Knochen angefasst, vermessen und fotografiert werden. Gelegentlich werden sogar Proben von Knochen oder Zähnen genommen: So können die DNA bestimmt oder Ernährungsgewohnheiten erforscht werden. Hier muss genau abgewogen werden, ob der Wissenszuwachs so hoch ist, dass eine Untersuchung ethisch vertretbar ist.

Schließlich gilt es immer wieder neu zu fragen, wann und in welcher Form die Präsentation von menschlichen Überresten im Museum erfolgen soll. Wir entscheiden uns nur dann für eine Präsentation menschlicher Überreste, wenn der Erkenntnisgewinn für die Besucher*innen hoch und ein respektvoller Rahmen gegeben ist.

FOTOMATERIAL

Fotografien in Druckqualität finden Sie **zum Herunterladen** auf unserer Homepage im Pressebereich unter folgendem Link: https://landesmuseum-bonn.lvr.de/de/presse/pressematerial_neu/pressematerial_neu.html

Alle Fotos sind urheberrechtlich geschützt und nur zur Berichterstattung über die Ausstellung „Archäologie im Rheinland. Im Tod unsterblich“ freigegeben. Wir bitten um vollständige Nennung des Bildnachweises. Hoch aufgelöste Versionen der Fotos und weitere Auskünfte erhalten Sie von der Pressestelle.